



Im Gespräch.

Standpunkte

8 Positionen zur Schweizer

Architektur.

Herausgegeben von
Reto Geiser und Martino Suterli.

**Annemarie Burckhardt, Carl
Fingerhuth, Jacques Gubler,
Alexander Henz, Ernst
Scheidegger, Beate Schmitter,
Rainer Semm, Peter Steiger**



9 783952 354094

im Gespräch mit Studierenden der ETH Zürich und porträtiert von Gregory Gilbert-Lodge.

Im Gespräch. 8 Positionen zur Schweizer Architektur.

Herausgegeben von
Reto Geiser und Martino Stierli

Standpunkte

Vorwort S. 9

Burckhardt S.19

Fingerhuth S.43

Gubler S.69

Henz S.97

Scheidegger S.119

Schnitter S.145

Senn S.173

Steiger S.205

Register S.235

Eine Standpunkte-Publikation

© 2015 Standpunkte, Basel

Texte © 2015 bei den Autoren

Illustrationen © 2015 Gregory Gilbert-Lodge

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere des öffentlichen Vortrags, der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen sowie der Übersetzung, auch einzelner Teile.

ISBN 978-3-9523540-9-4

Herausgeber Reto Geiser und Martino Stierli

Redaktion und Lektorat Tilo Richter, Basel

Illustrationen Gregory Gilbert-Lodge, Zürich

Gestaltung MG&Co., Noëmi Mollet + Reto Geiser, Houston

Satz Reto Geiser und Tilo Richter

Schrift Troover Roman

Papier Holmen Book White, 70g/m²; Ensocoat, 275g/m²

Produktion GGP Media GmbH, Pössneck

Mit freundlicher Unterstützung der Lucius und Annemarie Burckhardt Stiftung in Basel und der Professur für Architekturtheorie, Prof. Dr. Laurent Stalder, Institut für Geschichte und Theorie der Architektur, ETH Zürich.

www.standpunkte.org



Gleich- zeitigkeit energisiert die Männer kolossal.

**Beate Schnitter
im Gespräch mit Elina Müller
und Hannah Kuby**

Wir befinden uns hier im Haus Sunnebüel in Küsnacht, das von Ihrer Tante Lux Guyer 1930 gebaut wurde. Sie wohnen schon seit mehr als sechzig Jahren hier. Wurden Sie dadurch und durch die Weiterführung des Büros Ihrer Tante in Ihrer Architektur beeinflusst?

Ich bin enorm froh, dass ich 65 Jahre in diesem Haus von Lux Guyer habe wohnen dürfen. Ich denke, dass ich unbewusst recht viel von ihrer flexiblen Anordnung der Räume mitbekommen habe. Aber ich würde sagen, in der Form ist meine Architektur ganz anders geblieben als diejenige von Lux Guyer.

Haben Sie durch Ihre langjährige Nutzung des Hauses etwas an den Räumen und am Charakter des Hauses verändert? Wir haben verschiedentlich gelesen, dass sie umgebaut haben.

Ja, ich musste. Weil ich ein so grosses Haus nicht allein bewohnen kann, habe ich drei Wohnungen daraus gemacht. Im oberen Stock ist mein Cousin wieder eingezogen, der Sohn von Lux Guyer, der hier, in diesem Haus, auf die Welt gekommen ist. Also musste ich unten ein Bad und oben eine Küche einbauen und den Verbindungsweg wieder in eine vertikale und in eine horizontale Begehbarkeit teilen, ohne dass das Treppenhaus dunkel wird. Ich musste wieder überlegen: <Wo schlafen

wir in diesem Geschoss?> Aber es war möglich, die Räume nur mit Möbeln neu zu bespielen.

Sie sprechen im Zusammenhang mit Architektur von Gleichzeitigkeit. Meinen Sie damit auch, dass sich ein Gebäude seinen Benutzern und Bewohnern anpassen können sollte?

Das geht in diesem Haus, weil die Räume nicht überschrieben sind mit Esszimmer, Wohnzimmer, Kinderzimmer Nr. 1, Kinderzimmer Nr. 2 und so weiter; die Räume lassen verschiedene Nutzungen zu. Ich habe einmal gesagt, ich habe nur in der Badewanne noch nicht geschlafen und sonst in jedem Raum. Das ist ein ganz anderes Denken. Wenn Sie gleichzeitig denken, dann sehen Sie alle Möglichkeiten. Zum Beispiel denkt die Familie: <Ahhhh! Wir wollen einladen! Wie machen wir das jetzt?> Wir haben das schon als Kinder erlebt.

Was fördert oder hemmt denn die Anpassungsfähigkeit eines Gebäudes? Welche Merkmale lassen eine solche Anpassungsfähigkeit zu?

Das ist die Eigenheit dieses Hauses und der Architektur von Lux Guyer. Meine Bibliothek zum Beispiel misst 3.60 auf 3.40 Meter. Aber sie hat vier Durchgänge! Dann können Sie anfangen zu kombinieren, Ihren Wunsch nach Gleichzeitigkeit auszuleben. Mit verschiedenen

Auftritten, mit Verschwinden, mit Den-Garten-Hineinbringen zum Beispiel.

Sie haben 1984 über die Gleichzeitigkeit in der Architektur einen Artikel geschrieben. Wie kam es dazu?

Ich durfte einmal einen Vortrag über Frauenarchitektur halten. In den Vorlesungen des Wintersemesters 1984 gab es an der ETH eine Reihe mit dem Titel ‹Akademische Frauen›, die 1984 publiziert wurde: Wie interpretieren Frauen beziehungsweise Männer denselben Stoff? Gibt es da einen Unterschied? Dieses Thema war wirklich ein ‹eye opener›. Wie unterschiedlich Frauen und Männer die Welt anschauen, dessen war man sich eigentlich noch nicht bewusst. Ich wusste nicht recht, was ich damit anfangen sollte und da habe ich zu Monica Blöcker-Walter gesagt: ‹Aber eine Frauenarchitektur, das gibt's doch nicht! Um Gottes Willen!› Das ist ja nicht von unserem Körper abhängig. Und dann hat sie gesagt: ‹Aber ja, denk einmal darüber nach, und wenn Dir nichts in den Sinn kommt, dann kannst Du ja über deine Tante berichten.› Und das war der beste Satz! Weil ich das natürlich nicht auf mir sitzen liess, einfach so ‹härzig übers Tanteli reda›. Und da habe ich angefangen, Material zu sammeln und ging dann in das Ferienhaus, das jetzt meiner Schwester gehört, nach Crapera auf der Lenzerheide. Ja, eigentlich habe ich das mit der Gleichzeitigkeit auf der Lenzerheide herausgefunden.

Wie meinen Sie das?

Das Ferienhaus meiner Schwester wurde 1938 von meiner Tante Lux Guyer gebaut. Im Grundriss hat es durchschneidende Linien, die sich dann kreuzen. Ich sass in so einer Kreuzung auf einem Sofa und plötzlich habe ich gemerkt, dass das ja ein Fadenkreuz ist. Dass jedes Haus verschiedene Kreuzungen von Lichtachsen hat. Und dann dachte ich: ‹Ja, auch von Begehungsachsen›, und dann dachte ich weiter: ‹Ja, und auch von Sichtachsen!› So kam ich dann auf diese Gleichzeitigkeit.

Bei der Lektüre Ihrer Werke hat uns die Vielschichtigkeit Ihrer Arbeit interessiert. Auch in den Entwürfen gibt es nicht nur eine Idee, ein Konzept und einen Gedanken. Uns fasziniert, wie Sie mit der Zeit und mit der Gleichzeitigkeit umgehen.

Also ich bin froh, dass Sie Vielschichtigkeit sagen. Ich dachte damals, es sei Gleichzeitigkeit. Man kann es auch so sagen, aber ich finde es viel interessanter, wenn man es Vielschichtigkeit nennt. So können Sie – bildlich gesprochen – mit einem einzigen Bohrer oder mit einer Nadel in diese kleine ‹Beige› von Betrachtungsweisen einstechen und dann haben Sie die Gleichzeitigkeit. Also das machen die Männer nicht. Etwas, das gleichzeitig passiert mit etwas anderem, das energiert die Männer kolossal. Die verirren sich! Dabei ist alles ganz klar!

In dem bereits erwähnten Vortrag von 1984 über die Möglichkeiten einer Frauenarchitektur haben sie gesagt, dass das gleichzeitige Denken ein Merkmal der Frau sei. Stimmt das aus Ihrer Sicht auch noch in der heutigen Gesellschaft?

Es ist möglich. Ich kann das nicht definitiv beantworten. Ich kann nur sagen, es ist auch durchaus möglich, dass das starre, so genannt logische Denken jetzt langsam ins Wanken kommt, dass immer mehr Dinge geschehen, die nicht mehr so genannt logisch sind, sondern fast absurd, und das andere Denken überlagern. Das wäre ja eigentlich das Schönste, da würden sie sich gegenseitig beeinflussen und könnten dann zu einem allgemein akzeptierten Resultat führen. Aber ob dieser Vorgang schon begonnen hat, das weiss ich nicht.

Wenn wir gerade beim Thema «Frau und Architektur» sind: Konnten Sie sich die Schwerpunkte in Ihrer Bautätigkeit aussuchen?

Nein. Das ging immer von den Aufträgen aus. Ich bin nicht an der Strasse gestanden und habe gesagt: «Wer gibt mir einen Auftrag?», sondern das war Zufall. Und dann gab es einen weiteren Zufall: Wer sitzt bei einem Wettbewerb in der Jury? Nicht, dass ich sage, es sei gemogelt worden, das habe ich eigentlich nie erlebt. Wenn

ich als Jurorin spürte, dass etwas nicht ganz sauber läuft, dann bin ich sofort auf diese Sache losgegangen. Die Gemeindevertreter waren manchmal nicht sehr sauber. Aber wer von meinen Kollegen in der Jury hat eine ähnliche Auffassung und verfügt über ein grösseres Spektrum an Formideen? Zu akzeptieren, dass nicht alles immer so sein muss, wie man es sich vorstellt, verlangt eine enorme Toleranz. Das verlangt eine Übersicht über die Möglichkeiten der Lösungen. Sonst sagt man beim ersten Entwurf: «Oh, das ist's!» Und wenn man dann den nächsten sieht und der «ist's» noch mehr, dann wird der erste schon deklassiert. Ich habe empfunden, dass ich bei den Wettbewerben immer ein bisschen voraus war, denn es haben sich viele Dinge von mir in späteren Anläufen von Kollegen bestätigt. Fast eine Zehn-Jahres-Kadenz war ich zu früh. Die Kollegen sahen nicht die Möglichkeit, Dinge auch anders zu lösen, ausser es waren Freunde von mir in der Jury. Auch wenn das ganz blöd tönt, aber es war so, weil die ähnlich gedacht haben wie ich. Wie kommt eine Frau zu einem Auftrag? Ich hatte schon ein paar Wettbewerbe gewonnen und bin dadurch auch bekannt geworden. Aufgrund dessen bekam ich von der Verwaltung, zum Beispiel vom Kanton, auch einmal einen Auftrag. Aber von einer Bank bekamen Sie als Frau sicher keinen Auftrag. Ich glaube, es ist auch heute noch schwierig. Das wollen die Jungen nicht wahrhaben. Aber das ist so.

Wir sprachen von der Anpassungsfähigkeit eines Hauses. Lässt sich diese Veränderbarkeit im Mietwohnungsbau umsetzen?

Der Mietwohnungsbau ist in der Schweiz sehr stark geprägt vom Genossenschaftsbau und war früher – wenn Sie solche Arbeitersiedlungen in Winterthur anschauen – viel stimmungsvoller und charmanter. Und natürlich waren die Räume viel, viel kleiner. Aber solche Reihenhäuschen in Winterthur, das war *«un délice»* nach dem anderen. Doch dann griff die Verwaltung ein und sagte: «So und so viele Quadratmeter pro Person, so und so viel Volumen pro Person, so und so viele WCs pro Familie» und so weiter. Da kommen Sie in einen unglaublichen Zwang als Entwerfer. Im sozialen Wohnungsbau sind Sie kolossal eingengt. «Was haben Sie für eine Organisation? Wie richten Sie sich nach den Himmelsrichtungen?» – das waren die Fragen. Das spielt heute schon eine weniger grosse Rolle. Man darf schon wieder ein Wohnzimmer gegen Nordwesten machen. Das durfte man zu unserer Zeit, in den Sechziger-, Siebzigerjahren, nicht.

Und wie lässt sich nun das Prinzip der Gleichzeitigkeit im Mietwohnungsbau umsetzen?

Ich habe es 1982 beim Wettbewerb für die Wohnsiedlung Tramdepot Tiefenbrunnen versucht. Da wollte ich Wohnungen dadurch erweiterbar machen, dass die

Küche entweder an den Flur oder an einen anderen öffentlichen Raum angeschlossen ist. Die Küche ist auch verbunden mit dem Wohnzimmer. So können die Mütter die Nachbarskinder vom Flur hereinlassen zum Spielen. Und wenn man will, kann man einfach eine Türe weglassen, dann ist man schon in der nächsten Wohnung. Wir haben uns vorgestellt, wie lustig es wäre, wenn diese Küchen von zwei Wohnungen aus begehbar wären, und dann könnte man ins andere Stockwerk und die Treppe runter und hier wieder in ein anderes Haus und die Treppe rauf oder aufs Dach und so weiter. Wenn schlechtes Wetter ist, könnte man mit Kindern unendlich Verstecken spielen. Aber so etwas gibt es nicht! Es scheint eine Unmöglichkeit zu sein, so zu denken.

Bei der 1978 vollendeten Wohnsiedlung EIWOG in Stäfa haben Sie den Wohneigentümern die Möglichkeit der Mitgestaltung im Planungsprozess angeboten. Hat das funktioniert?

Die Mitgestaltung der Eigentümer funktionierte nur, weil Herr Andreas Aczél, ein langjähriger Mitarbeiter von mir, alle diese Besitzer mit österreichisch-ungarischem, kaiserlich-königlichem Anstand und mit Liebesswürdigkeit behandelt hat. Und natürlich haben wir Listen darüber geführt, wo noch Freiheiten wären. Das war so zeitaufwändig, dass ich meine zweitausend Stunden nicht verrechnen konnte. Also, da können Sie mir einen

Honoraransatz geben! Unter den Käufern waren ganz reizende Psychologen, die einfach insistiert haben, dass ich den Kochteil der Küche nach vorne und den Sitzteil nach hinten verschiebe. Ich habe ihnen zwanzig Mal erklärt, dass das nicht gehe, wegen der Längen der Küchenmöbel. Und wenn man am Tisch sitzt, müsse man doch sehen, welches Kind von den Nachbarn hereingesprungen kommt. Aber sie haben insistiert und insistiert ... Und weil sie das immer so liebenswürdig getan haben, gab ich schliesslich nach. Beim Dreissig-Jahr-Jubiläum der Siedlung habe ich sie wieder getroffen und da sagten sie zu mir: «Wissen Sie noch, wir haben damals etwas an ihrem Plan geändert? Das war der grösste Unsinn! Die ganze Zeit denken wir, dass es anders besser gewesen wäre.» Ich fand es ganz toll, dass sie das zugegeben haben.

Um auf etwas anderes zu sprechen zu kommen: Das Abwägen zwischen dem Bedürfnis nach Grünraum im Wohnbau und dem schonenden Umgang mit Landressourcen war in Ihrem Schaffen immer wieder ein Thema. Wie findet man hier ein gutes Gleichgewicht?

Zuerst muss man sich fragen: «Was darf man in der Zonierung und was vermag der Bauherr zu bezahlen?» Das Maximum ist gesetzt. Und das Minimum kann der Bauherr bestimmen; zum Beispiel einfach einen Stele hinstellen und einen schönen Garten anlegen, je nach seiner

Philosophie. Wie man als Architektin das Gleichgewicht für ein Einfamilienhaus findet, bei dem man nicht auf die ökonomische Auslastung des Grundstücks schauen muss, ist für mich zuerst eine landschaftliche Frage. Wir arbeiten viel zu wenig mit der Landschaft. Einem Spekulanten kommt doch das Wörtchen «Landschaft» überhaupt nicht in den Sinn. Der sagt: «Ja, das isch es W5. Da chömmer foifgsschossig baue.» Die Frage, wie sich das Gebäude in die Gesamtlandschaft legt, ist jedoch ein Aspekt, den man aus Verantwortung für das Bauen immer als oberstes Gebot haben sollte. Wenn die Landschaft nur ein piepskleines Häuschen zulässt, dann muss man ein piepskleines Häuschen machen.

Die Siedlung EIWOG liegt weilerartig etwas ausserhalb des Dorfs. Wie haben Sie hier die Landschaft in Ihre Planung einbezogen? Konnten Sie mitverfolgen, wie sich die Siedlung in Bezug zu ihrer Umgebung entwickelt hat?

Dort war ich in der Übergangszone von der landwirtschaftlichen Grünzone in die Bauzone. Da dachte ich natürlich, wir müssen eine möglichst grosse Verzahnung machen, allen einen wenig einsehbaren Aussenraum zuschlagen und einen gemeinsamen Aussenraum haben. Darum sind es Clusters geworden. Wenn Sie jetzt von dem kleinen Platz gegen die Rebberge hinauf schauen, dann ist es immer noch genau gleich. Auf den übrigen

Seiten wurde etwas anderes gebaut. Eines davon von einem Kollegen aus der Zürcher Arbeitsgruppe für Städtebau (ZAS), Jakob «Schaggi» Schilling. Er hat sich wahnsinnig Mühe gegeben, auf die Körnigkeit, auf die Feingliedrigkeit unseres Entwurfs einzugehen. Natürlich ist sein Projekt formal anders, das ist absolut legitim. Wenn Sie fragen, wie das eingebaut wurde, würde ich sagen, wir hatten Glück, dass der öffentliche Raum so blieb und dass mein Kollege auf solche Sachen achtete. Aber auf der gegenüberliegenden Seite durfte dann plötzlich dieser Spekulant viergeschossig bauen...

Sie haben von der Einbettung in die Landschaft gesprochen. Es gibt ja auch Stadtlandschaften ...

Ausgesprochen! Ich denke, genau dieser Aspekt der Stadtlandschaft wird überhaupt nicht zur Kenntnis genommen. Es ist alles nur noch vom Verkehrsmittel aus geplant. Raumordnung ist Verkehrsplanung, könnte man boshafter Weise sagen. Und dann kommt diese Zonierung und es werden ganze «Blätze» zum Beispiel violett angemalt. Aber was das räumlich bedeutet, davon machen sich die wenigsten Leute eine Vorstellung. Die meisten Kollegen arbeiten von ihrer eigenen Parzelle aus. Sie schlagen nicht einmal ihr Zelt dort auf, um das Terrain kennen zu lernen, und dann haben sie auch noch eine «idée fixe» im Kopf. Ich gehe immer noch zu den Monatsversammlungen des BSA, um herauszufinden, ob

ein paar Leute etwas Neues herausgefunden haben. Das haben sie, formal. Und ich denke, dass die jüngere Generation sensibler baut, lustiger, befreiter. Es gibt wunderbare Sachen. Gewisse Dinge, die wir ausprobiert haben, werden nun weiterentwickelt, andere werden komplett abgelehnt. Formal abgelehnt, aber vielleicht inhaltlich dann doch aufgenommen, ohne dass es gern zugegeben wird. Aber das alles ist doch nur ein winziges Schichtli auf einem riesigen, unbewussten Spekulationsmocken. Den sollte man von der Raumplanung her steuern.

Sie haben schon sehr früh in Ihrer Laufbahn, 1959, die Zürcher Arbeitsgruppe für Städtebau mitgegründet ...

Die ZAS wurde gegründet, weil jemand aus unserer Runde fand, dass unsere chaotischen Diskussionen übers Mittagessen endlich einmal etwas diszipliniert werden sollten. Und man sollte Protokolle schreiben, weil das eigentlich interessantes Material sei, was uns da in den Sinn kam, aus der Anregung und dem Erfahrungsaustausch von einem zum anderen. Es waren nicht nur Studienkollegen dabei, sondern auch Ingenieure, sogar ein Verkehrsingenieur. Alles Leute, die nicht analog, sondern in Opposition zu etablierten Ansichten standen, und die die Probleme mit neuen Ideen lösen wollten.

Welche Themen wurden damals diskutiert?

Die zentrale Frage war: Wie geht die Stadt Zürich in die Zukunft? Die Stadtentwicklung war für etwa zehn Jahre unterbrochen worden wegen des Krieges und vorher schon wegen der Krise. Ungefähr fünfzehn Jahre war die Bautätigkeit stehen geblieben. Währenddessen lief natürlich die Entwicklung der Menschheit weiter. Und dann sitzt man in dieser verkrusteten Struktur. Es ging darum, was man machen kann mit den bestehenden räumlichen, topografischen Ressourcen. Wo ist eine Situation am Wasser, wo ist eine mit Aussicht? Und so weiter. Das sollte man in einer Stadt immer wieder berücksichtigen. Und wir sahen, dass es von offizieller Seite nur noch darum ging, die Strassen zulasten der Trottoirs zu verbreitern. Man nannte den damaligen Stadtbauingenieur, er hiess Herrmann Steiner-Frey, nur noch «den Randsteiner». Uns allen ist aufgefallen: Das war nicht Städteplanung, das war fantasieloses Flicker. Mit dem öffentlichen Raum haben wir uns sehr beschäftigt. Wir wären aber nirgends hingekommen, wenn nicht Ruedi Aeschbacher plötzlich Vorsteher des Tiefbauamtes geworden wäre.

War er Mitglied der ZAS?

Nein, er war damals Stadtrat in Zürich und hatte diese Domäne unter sich. Er hatte unsere Bücher gelesen. Ein Freund von ihm, Niklaus Kuhn, Architekt und Mitglied der ZAS, hat ihm unsere Publikationen gegeben. Die hatten zum Thema, dass man endlich auf die Fussgänger

und ihre Sicht auf den öffentlichen Raum eingehen sollte. Auf die Begehrbarkeit, die verschiedenen Tempi. Bei unseren Diskussionen in der ZAS sind zum Teil sehr lustige Dinge herausgekommen. Wenn Sie zu Fuss gehen, dann können Sie sich sofort umdrehen und in die andere Richtung gehen. Oder Sie sehen einen Freund auf der anderen Strassenseite und können sofort, solange der Verkehr das zulässt, hinübergehen. Wenn Sie mit dem Velo kommen, ist es schon ein bisschen komplizierter. Wenn Sie mit dem Auto kommen, dann müssen Sie aus dem Fenster winken. Der Zug mit seinen grossen Geschwindigkeiten braucht natürlich wieder mehr Platz. Und dann braucht die Autobahn noch mehr Platz, weil die Autos oft nur mit einer oder zwei Personen besetzt sind. In einem Zug fahren etwa 500 Leute, das ist schon sparsamer. Das Flugzeug ist das Verrückteste. Wie viel Platz das frisst! Diese Hierarchisierung der Verkehrsmittel geschieht nur aufgrund des Tempos. Aber dass Sie als Fussgänger innert einer «split-second» räumlich abweichen können, wenn Ihnen etwas in den Sinn kommt, wird überhaupt nicht beachtet. Wenn man nur von der Verkehrsplanung her denkt, fällt alle Differenziertheit weg. So entstehen Fehler im Städtebau. Die Fehler werden heutzutage nur mit neuen Fehlern repariert. Es setzt sich niemand hin und denkt: «Was ist dieser Fehler? Wie ist er entstanden?», sondern man sagt: «Ach, da können wir ja ...» Und dann kommt irgendein modernes Pflasterli. Aber das ist überall so, in der Politik und überall auf der Welt.

Ein Lösungsansatz Ihrer Generation für das Verkehrsproblem war die Trennung von Fussgänger und Autoverkehr. Wie sehen Sie das?

Nein, bei uns war das nicht so. Einer von uns, Balz Bächli, hat sogar ein Auto gezeichnet, welches das rechte Vorderad wie eine Hand aufhebt, um einem Passanten Grüezi zu sagen. Wir waren viel eher diejenigen, die geduldet haben, dass das Auto sich einfügen könnte. Wir haben den Limmatquai in Zürich vom Autoverkehr freigeschaufelt, das schon. Und zwar wegen der Fleischhalle und weil es natürlich eine wunderbare Promenade wäre, wenn da nicht die ganze Zeit Verkehr «vorbeitschäddere» würde. Es hat einfach vierzig Jahre gebraucht, bis sie es schliesslich gemacht haben. Vierzig Jahre! Aber wir waren gar nicht die, die die Plätze in der Stadt leeren wollten. Das, fanden wir, sei gegen die Durchblutung einer Stadt.

Heute stehen Satellitenstädte und Siedlungen im Grünen in der Kritik, weil sie zu einem grossen Landverbrauch und zu einem Ausbau von Strassen, Autobahnen und anderen Infrastrukturen führen. Sie haben – zum Beispiel mit dem Wettbewerbsbeitrag Jolieville – an solchen Siedlungen mitgeplant. Aber auch gegen diese Entwicklung angekämpft.

Das Tram ging bis zum Projektgelände von Jolieville hinaus. Und es war ja landschaftlich nicht so exponiert

wie alle diese Bibelhänge in der Schweiz, es lag in einer Geländetasche. Eine holländische Freundin von mir hat einmal gesagt: «Bei uns, in unserem flachen Gelände, baut man auch, aber Gott sei Dank ist das nicht immer alles aufgeklappt, so dass man es sehen muss!» Meinem Gefühl nach ist der Schutz von Gebäuden schon viel weiter entwickelt als der Schutz der Landschaft.

Beim Landschaftsschutz ist die Spekulation dazwischengekommen. Hier in Küsnacht kostet das Land bis viertausend Franken pro Quadratmeter bei nur gerade vierzig Prozent Bebauungsdichte. Was wollen Sie da noch mit Landschaftsplanung?

Aber wenn Sie die Landschaft weiterentwickeln, heisst das nicht, dass Sie Berge abtragen, sondern dass sie schauen müssen: Was ist interessant an dieser Landschaft? Können wir sie sogar noch dramatisieren? Und einen ganzen Wasserfall von Häusern machen, und die Strassen in den Berg legen, zum Beispiel. So wie die Terrassensiedlung innerhalb des Jolieville-Projekts: Die Bebauung des Hügels war ganz feinmaschig und voller kleiner Gärten, aber alles überbaut. Es gab die Wohninseln und dazwischen unbebautes Land. So dass man die vorgegebenen landschaftlichen Eigenschaften, ja vielleicht stilisierte.

Die Situation für den Städtebau und den Landschaftsschutz war in der Schweiz der Nachkriegsjahrzehnte

eine andere als in den umliegenden Ländern, da es keine kriegsbedingte Zerstörung gab. Man hatte also sehr viel Substanz, mit der man arbeiten musste.

Die man abreißen konnte, ja. Weil ich von Rotterdam her weiss, wie eine Stadt aussieht, wenn sie nicht mehr da ist, war ich einfach immer zutiefst verwundert, warum jetzt die Menschen gute, gesunde Bausubstanz abreißen. Denken Sie, in den Vierzigerjahren, da hat man ganz sorgfältig gebaut! Auch weil es fast keine Baustoffe gab, ist man wirklich sorgfältig mit der Bausubstanz umgegangen. Aber nachher: Wenn man nur die Strassen hätte erweitern können in der Altstadt! Da haben die Behörden ja schon angefangen Strassenfluchten aufzubrechen, zum Beispiel die Münstergasse auf der Limmatquai-Seite. Dort springen die Häuser auf einer Seite plötzlich zurück und sind dann aber doch «mittelalterlich». (lacht)

Sie haben sich im Laufe Ihrer Berufstätigkeit immer mehr dem Umbauen, dem Restaurieren und dem Heimatschutz zugewendet.

Als ich zum Heimatschutz gekommen bin, war da der alte, sehr nette Heimatschutzarchitekt Max Kopp. Er hat zum Beispiel die alte Hauptpost umgebaut. Aber die ist jetzt so vollgestellt mit unnötigem Zeug, dass man seine Handschrift nicht mehr sieht. Er hat als Heimatschutzarchitekt eine Zwiebel – es war irgendein Gebilde auf

dem Eckturm – einfach gerade und flach abgeschnitten. Das war ein Heimatschutzvorschlag. Das ist eben beim Heimatschutz das Thema, dass sie eine Substanz haben, und dann schauen, was Sie sich trauen, formal zu ändern. Die Denkmalpflege dagegen darf nichts formal ändern, sie muss die Substanz bis auf die letzte Putte erhalten. Heimatschutz und Denkmalpflege werden immer verwechselt. Ich wäre nie zur Denkmalpflege gegangen. Das einzige Gebäude, das ich ganz streng denkmalpflegerisch behandelt habe, ist die Sternwarte der ETH Zürich. Die ist ja immerhin von Gottfried Semper. Da getraute ich mich 1995 bis 1997 nur, Substanzerhaltung zu machen. Man musste natürlich gewisse Sachen erneuern. Gerade die Fassade, die aus einem Berner Sandstein ist, der bröckelt, so sehr etwas nur bröckeln kann. Aber sonst steht der Heimatschutz für das Weiterentwickeln – aber mit Rücksicht und mit Vorsicht.

Sie haben viele Umbauten realisiert, haben sich aber auch mit Städtebau beschäftigt. Das heisst, Sie haben in sehr verschiedenen Massstäben gearbeitet: vom einzelnen Haus und seiner Umgebung bis hin zu grösseren Siedlungen. Gibt es eine Analogie unter diesen Massstäben in Bezug auf den Umgang mit Bestand oder Kontext?

Das hat gar nichts zu tun mit der Grösse eines Bauvorhabens, sondern mit der Einstellung! Mit der Grundeinstel-

lung, Qualität zu suchen, diese Qualität zu stützen und dann zu schauen, wie viel man davon innerhalb des Budgets realisieren kann. Das sind die Grundpfeiler. Aber ob Sie als Architektin dann an einem Badezimmer «herumchafled» oder eine Siedlung erneuern – Ersteres ist schneller fertig, aber die Einstellung muss dieselbe sein. Sie gehen im Grundsätzlichen analog vor, ob Sie jetzt eine Stadt weiterbauen oder ob Sie eine Wohnung oder eine Siedlung vor sich haben. Der alte Heimatschutzbegriff ist «Erhalten und Gestalten»; das bedeutet, im Bauen eine kontinuierliche Entwicklung zu gewährleisten. Und dann schauen Sie automatisch auf die Landschaft, da wir irgendeinmal keine Landschaft mehr verbauen können. Von diesem Standpunkt aus ist Architektur immer wieder eine neue Form; die Grundeinstellung des Aufpassens, des Sorgetragens bleibt jedoch immer die gleiche. Aber das ist heute kein Argument mehr. Man trägt zu nichts mehr Sorge. Und jetzt natürlich mit dem Erdbeben und der Katastrophe im Atomkraftwerk von Fukushima – da sind verschiedene Leute wieder ganz stark in Bewegung in der Schweiz, die das nicht aushalten. Zuerst müssen die Menschen wirklich an den Rand des Abgrunds gelangen, damit sie etwas einsehen. Ich räume in Gedanken immer auf, wenn ich durch die Schweizer Landschaft gehe. Ich streife wie ein Riese mit der Hand über die Landschaft und halte einen Sack hin, um all diese unnötigen Häuser wieder einzusammeln. Aber weil ich das nicht tun kann, schaue ich auch

keine alten Fotos mehr an. Ich finde das viel zu deprimierend. Darum bin ich froh, dass ich wenigstens einen Garten habe.

1929 in Zürich geboren, verbrachte Beate Schnitter einen Grossteil ihrer Kindheit in Frankreich, Irland und den Niederlanden, wo ihr Vater als Wasserbauingenieur und ihre Mutter als Lehrerin und Jugendbuchautorin arbeiteten. 1941 kehrte die Familie aus Rotterdam in die Schweiz zurück. Schnitter studierte von 1948 bis 1954 an der ETH Zürich Architektur. Kurz nach ihrem Studienabschluss übernahm sie das Architekturbüro ihrer 1955 verstorbenen Tante Lux Guyer und führte es unter eigenem Namen weiter. 1959 gründete sie mit Freunden die Zürcher Arbeitsgruppe für Städtebau (ZAS), die sich mit aktuellen Fragen der Städte- und Verkehrsplanung beschäftigte, Publikationen herausgab und je einen Pavillon zum Städtebau und zum Wohneigentum für die Gartenbauausstellung G59 gestaltete. Neben Wettbewerbsbeiträgen arbeitete Beate Schnitter an Wohnhausbauten und -umbauten. Ausserdem leitete sie Restaurierungen historischer Gebäude. Ab Anfang der 1970er-Jahre wirkte Schnitter als Bauberaterin im Schweizer Heimatschutz. Der sorgsame aber durchaus gestaltende Umgang mit Landschaft und Bausubstanz sowie die Suche nach qualitativem Bauen prägen bis heute ihr Schaffen. Als eine der ersten selbstständigen Architektinnen der Schweiz entwickelte Beate Schnitter einen kritischen Blick auf dominante Denkmuster im Architekturdiskurs. Der oft als rational oder abstrakt-funktional empfundenen Architektur stellte sie den Begriff der Gleichzeitigkeit und das simultane Denken auf verschiedenen Ebenen gegenüber.

Auswahlbibliografie

Arbeitsgemeinschaft Überbauung Moos-Lebern Adliswil, Überbauung Moos-Lebern, Adliswil: Planungsbericht 1968: abschliessender Bericht der Planungsphase 1964–68, Adliswil 1968.

Zürcher Arbeitsgruppe für Städtebau (Hrsg.), Lawinenverbauungen, Bände I–III, Zürich 1971.

Beate Schnitter, Bernard Lieberherr, Matthias Zimmermann, Die Kulturlandschaft und das Ortsbild von Ligerz: im Zusammenhang mit dem Ausbau der SBB-Jurasüdfusslinie auf Doppelspur und der Nationalstrasse N5 am Bielersee, Zürich 1975.

Beate Schnitter, Jean Gottesmann, Reto Locher, Ueli Schäfer, Sonnenenergie im Orts- und Landschaftsbild. Eine Wegleitung für die Praxis, Schriftenreihe Schweizer Heimatschutz, Nr. 1, Zürich 1981.

Beate Schnitter: «Möglichkeiten einer Frauenarchitektur», in: Christa Köppel, Ruth Sommerauer, Frau – Realität und Utopie, Zürich 1984, S. 217ff.

Inès Devanthéry-Lamunière, Flora Ruchat-Roncati, Beate Schnitter, SAFFA 1928, 1958 ... 1988? Und heute: eine Ausstellung im Architekturmuseum in Basel, 1. April–25. Juni 1989», Basel 1989.

Sibylle Heusser, Georg Mörsch, Beate Schnitter, Umbauen – die schonende Alternative, Schriftenreihe Schweizer Heimatschutz, Nr. 2, Zürich (Schweizer Heimatschutz), 1992.

- Arbeitsgruppe Erhaltungswert von Bauwerken, Vorsitz
Beate Schnitter, Erhaltungswert von Bauwerken,
Merkblatt SIA, 2017 DE, Ed. 2000, Zürich 2000.**
- Benedikt Huber, «Die Stadtvision der ZAS und ihre
Bedeutung für Zürich: Zürcher Arbeitsgruppe für
Städtebau 1959–89: eine Dokumentation», in: Schwei-
zer Ingenieur und Architekt 118 (2000), S. 4ff.**
- Hannes Ineichen (Hrsg.), Beate Schnitter. Bauten und
Projekte 1955–2005, Monografien Schweizer Archi-
tekten und Architektinnen, Sulgen 2005.**
- Sylvia Claus, Dorothee Huber, Beate Schnitter (Hrsg.),
Lux Guyer, 1894–1955, Architektin, Dokumente zur
modernen Schweizer Architektur, Zürich 2009.**